

Einige kurze Bemerkungen zum Libretto

Jonas Lüscher

Die Beziehung des Menschen zu der ihn umgebenden Natur, seine Stellung in der Welt, sein Selbstbild unterliegen einer ständigen Veränderung. Der Mensch erfindet sich immer wieder neu, in dem er bislang unbekannte Selbstbeschreibungen und Neubeschreibungen der ihn umgebenden Welt entwickelt. Diese Neubeschreibungen führen dazu, dass sich retrospektiv verschiedene Epochen in der Menschheitsgeschichte ausmachen lassen, die sich teilweise radikal voneinander unterscheiden. Der 1994 verstorbene Philosoph Paul Feyerabend spricht von Weltenwechsel. Den Prozess dieser Weltenwechsel beschreibt er dabei folgendermassen: „Eine Welt löst sich auf, der sie betrachtende Mensch eingeschlossen, und wird ersetzt von einer anderen Welt, betrachtet von einem anderen Menschen.“¹

Die Gründe für diese Weltenwechsel sind meist sprachlicher Natur und deswegen lassen sich neue Welten anhand des jeweiligen Sprachgebrauchs beschreiben

Ungewohnter, in der Regel metaphorischer Sprachgebrauch, neue Vokabulare, veränderte grammatikalische Strukturen, Sprachmissbrauch und originelle Selbstbeschreibungen lassen ganz neue Menschen in neuen Welten auftauchen. Lionel Trilling spricht in diesem Zusammenhang von „Mutationen der menschlichen Natur“².

Was dabei Ursache und was Wirkung ist, lässt sich im Nachhinein manchmal kaum ausmachen. Das liegt auch daran, dass sich diese Welten nicht einfach wie die Perlen an einer Schnur aneinanderreihen. Manchmal existieren sie parallel, überschneiden sich oder es kommt sogar zu Rückbezügen. Einige Strukturen weisen ein hohes Beharrungsvermögen auf, bestimmte Ideen überdauern, neue Formulierungen können sich manchmal sehr lange nicht durchsetzen. Dies ist das Thema des Prologs. Die Kräfte, die da wirken, liegen oft unter der Oberfläche verborgen. Verschiedene Strömungen treffen aufeinander, es kommt zu Friktionen, der Mensch wird wie Fridtjof Nansens Polarschiff „Fram“, gefangen im Totwasser, in die eine oder andere Richtung gedrängt.

Im Folgenden versuchen wir den Sprachgebrauch von sieben Epochen in der Menschheitsgeschichte exemplarisch darzustellen. Die erste Szene beschäftigt sich mit der Welt des Homerischen Menschen, dessen Seele aus seelischen Ereignissen besteht, die sich zu Aggregaten kombinieren. Die Ereignisse sind äusserer Natur, es kommt zu Eingriffen von Göttern oder Dämonen. Elementarprozesse und Ereignisse werden in ihrer Quantität, nicht qualitativ oder ihrer Intensität nach beschrieben und man reiht sie kettenartig aneinander.

Die zweite Szene beschäftigt sich mit der Beweisstruktur der Parmenidischen Sprache. Mit ihr, so ist Feyerabend überzeugt, treten unveränderliche und rein begrifflich formulierte Gesetze an die Stelle anschaulicher Ereignisfolgen. Damit fallen Wirklichkeit und Welterfahrung, Denken und Anschauung, Wissen und Handeln auseinander. Mensch und Umwelt scheinen von nun an unwiderruflich getrennt.

Eine dritte Szene operiert mit dem Prosaischen der trockenen Sprache, wie sie von den Mitgliedern der Royal Society gefordert wurde. Das neue Ideal einer dichten, nackten, farblosen und trockenen Sprache, schafft einen eben solchen Menschen, der seine vollendete Verkörperung in den Astronauten des zwanzigsten Jahrhunderts findet.

1

Feyerabend, Paul: Naturphilosophie, Frankfurt am Main, 2009, S. 161

2

Trilling, Lionel: Das Ende der Aufrichtigkeit, Frankfurt am Main, Wien, New York, 1983, S. 27

In einem vierten Schritt sehen wir, wie Schlegels Forderung nach einer Repoetisierung der trockenen Sprache eingelöst wird und sich der Mensch neu belebt.

Die fünfte Szene beschäftigt sich mit der Idee, dass uns Darwin ermöglicht hat, die Menschheitsgeschichte so zu verstehen, wie die Geschichte eines Korallenriffs, nämlich als Abfolge von sich ablösenden Metaphern, die jeweils zur Buchstäblichkeit absterben und dann einen Nährboden für neue Metaphern bilden³. Damit reflektiert diese Szene die sieben beschriebenen Epochen und liefert eine Art Kurzfassung der Geschichte.

Die sechste Szene stellt in gewisser Weise einen Rückschritt vor die Romantik dar. Galileis Diktum, dass alles messbar ist, gewinnt erneut an Bedeutung. Es wird ein Versuch unternommen, eine Sprache zu finden, in der alles quantifizierbar ist.

Die letzte Szene beschäftigt sich mit der Reaktion des französischen Soziologen Bruno Latour auf diese Entwicklung. Latour plädiert für einen noch viel extremeren Rückschritt. Einen Schritt vor das Platonische Höhlengleichnis, welches er als Herrschaftsinstrument entlarvt. Stattdessen fordert ein Parlament der Dinge, ein sich ständig erweiterndes Kollektiv aus menschlichen und nicht-menschlichen Wesen. Ein Kollektiv in dem Mensch und Umwelt, wie einst vor Parmenides, wieder vereint erscheinen.⁴

Auch wenn Feyerabend von „anderen“ im Sinne von neuen Menschen spricht, so scheint es doch eine Art anthropologische Konstante zu geben, die uns mit allen Menschen, die vor uns gelebt haben und die nach uns kommen werden verbindet: Das Bewusstsein unserer eigenen Sterblichkeit. Davon handeln die kurzen Zwischenspiele, die damit in einer doppelten Brückenfunktion sowohl dramaturgisch die Szenen, aber auch die Welten und Menschen miteinander verbinden.

San Francisco im Herbst 2012

3

Rorty, Richard: Kontingenz, Ironie und Solidarität, Frankfurt am Main, 1989

4

Latour, Bruno: Das Parlament der Dinge, Frankfurt am Main, 2009